



Der rote Merkur.

Kriminalroman von A. Groner.

(Fortsetzung und Schluß.)



(Nachdruck verboten.)

Müller hatte seine Reisetasche beim Bahnhofsportier zurückgelassen und machte sich nun auf den Weg nach Puchern. Er hatte schon, bevor er seine Fahrt nach Trieste antrat, seine Sportkleidung mit dem Anzuge vertauscht, den er sonst zu tragen pflegte. So war er also wieder der feine ältliche Herr, der er in Wirklichkeit war.

Er schritt rüstig dahin.

Als er die hübsche Stadt hinter sich gelassen hatte und in die freie Landschaft hinauskam, hörte er rasche Schritte hinter sich.

„Nun, Sie machen auch lieber eine Promenade?“ fragte die freundliche, klangvolle Stimme des Doktors.

Die beiden Herren begrüßten sich kurz.

„Ja, mein Herr Reisegefährte, auch ich gehe gern,“ sagte Müller. „Aber es wundert mich, daß Sie nicht bei Ihrer Gesellschaft geblieben sind. Nach Puchern ist es doch ziemlich weit!“

„Sie wissen schon, daß wir dorthin wollen? Und Sie kennen Puchern?“

„Die Herrschaften erwähnten im Gespräche ihr Ziel, das auch das meinige ist.“

„Sie gehen auch nach Puchern? Da muß aber nun ich mich wundern, daß Sie nicht mitgefahren sind.“

„Ich wollte mich der mir fremden Gesellschaft nicht aufdrängen. Deshalb habe ich mich ja auch den Damen nicht vorgestellt, obwohl ich wußte, daß wir in Puchern zusammen sein werden.“

„Doktor Malten,“ sagte jetzt der Jüngere, noch einmal den Hut lüftend.

„v. Schleinitz,“ stellte Müller sich vor. „Ich habe mich mit den Herrschaften auch deshalb nicht bekannt gemacht, weil ich über manches nachzudenken habe und diesen Weg lieber zu Fuß machen wollte.“

„Das ist auch der Grund, weshalb ich auf das Mitfahren verzichtete.“

„Man hat schon solche Zeiten,“ warf Müller ein.

Da blieb Malten stehen, breitete die Arme weit aus und wandte das Gesicht zum Himmel empor. „Ob man solche Zeiten hat!“ rief er aus. „Die Brust wird einem zu eng. Die ganze Welt möchte man ans Herz pressen und doch —“ er ließ die Arme sinken, schöpfte tief Atem und schaute seinen Weggenossen wehmütig an. „Und warum dies alles? Warum dieser ganze Seligkeitsrummel? Weil man einen Farbenwechsel bemerkt hat, weil ein paar zitternde Worte gefallen sind, weil —“

„Das haben Sie erlebt?“ sagte Müller gedankenvoll.

Da schaute der Doktor ihn scharf an, wandte das plötzlich rotgewordene Gesicht ab und warf nach einer Weile hin: „Ja — vor einiger Zeit habe ich so etwas erlebt. Es wirkt eben noch in mir nach.“

„Gewiß, manches wirkt lange in uns nach,“ gab Müller zu und lenkte das Gespräch auf andere Dinge.

„Sie wollen also eine Rodelpartie machen?“ fragte er.

„Und Sie? — Sie treiben wohl keinen Sport mehr?“ nahm Malten das neue Thema gern auf.

„O doch! Kürzlich erst habe ich einen kleinen Unfall mit meinen Schneeschuhen gehabt und habe auf diese Weise die Bekanntschaft des Herrn v. Ed gemacht.“

„Wo denn?“

„Ich war vor wenigen Tagen erst sein Gast, machte inzwischen eine kleine Reise und werde wieder von ihm erwartet. Wir haben merkwürdig schnell Gefallen aneinander gefunden.“

„Daran finde ich nichts Merkwürdiges,“ meinte der Doktor. „Ed ist ein sehr lieber Mensch, und da er auch sehr klug ist, findet er bald heraus, wer zu ihm paßt. Wehren Sie nur nicht ab, Herr v. Schleiniß, es ist schon so, wie ich sage. Und ich bin froh, wenn Pachern liebe Gäste hat, denn Ed braucht das. Er neigt, seit er das wilde Leben hinter sich ließ, gar zu sehr zur Melancholie.“

„Das habe ich in der Tat bemerkt. Also er hat einmal ein wildes Leben geführt?“

„Ja, als er noch jünger war. Du lieber Himmel! In stillen Garnisonen geht es oft recht sonderbar her, und im Champagnerdusel tut so mancher etwas, was er nicht leicht verantworten kann. Alfons v. Ed gehört trotz allem schon seit Jahren zu den nicht gar vielen, vor denen man den Hut ziehen muß. Übrigens sind wir jetzt ganz in der Nähe der Schlittenbahn. Die Herrschaften werden sich inzwischen umgekleidet und das Fahren schon begonnen haben. In Pachern fänden wir wohl nur die Gräfin Vivaldi. Wollen wir nicht gleich lieber zur Gesellschaft gehen?“

Schleiniß-Müller war damit einverstanden. Man ließ also das Schloß rechter Hand liegen und ging auf einem Seitenwege weiter, der gegen den Wald hin führte.

Als die beiden Herren den Wald erreicht hatten,

kamen bereits etliche Schlitten die Bahn herabgesaust, und die lustigen Fahrer landeten unter Lachen und Scherzen ganz in ihrer Nähe.

Müller wäre am liebsten unten am Ziele geblieben, da aber Malten mit einer gewissen Hast dem Startplatze zustrebte, folgte er dem Doktor, der ihn sehr zu interessieren begann. Der Aufstieg fand außerhalb des Waldes auf kurzem, steilem Wege statt, während die Rodelbahn im Walde verschiedene weite Windungen machte.

Als die beiden Herren den Startplatz erreicht hatten, ließ sich Malten, der Ed schon auf dem Bahnhofe begrüßt hatte, sogleich einen Schlitten geben und entnahm seinem Rucksack, der auch heraufgebracht worden war, eine Mütze und Fäustlinge.

Inzwischen war Ed mit lebenswürdiger Lebhaftigkeit auf seinen wiedereingetroffenen Gast zugetreten und hatte ihn begrüßt. „Also sind Sie doch gekommen!“ sagte er erfreut. „Und zwar zu rechter Zeit, da Sie ja meine Bahn im Betriebe sehen wollten. Die Herrschaften wollen schon heute mit dem letzten Zug heimfahren.“

„Das heißt, Simonetta ist eigensinnig und will nicht über Nacht hier bleiben,“ verbesserte ihn die verbitterte Blonde, die eben sich zur Abfahrt anschickte, in vollem Ärger. „Sie behauptet, daß sie Kopfschmerz habe.“

„Sie behauptet es nicht nur, Gnädige,“ entschuldigte Ed seine Braut, „Sie brauchen Simonetta ja nur anzusehen, um zu erkennen, daß sie sich wirklich nicht wohl fühlt. Übrigens steht Ihnen allen mein Haus offen, wenn auch —“

„Oh, wir fahren schon mit ihr!“ erwiderte die Dame und fauste gleich danach die breite Waldstraße hinunter.

Ed zuckte die Achseln, dann fragte er seinen Gast:

„Nun, Ihr Unwohlsein, Herr v. Schleinitz, wird hoffentlich vorüber sein?“

„Gewiß — der Herenschuß ist vorüber.“

„Also brauchen Sie unseren Doktor hier nicht in Anspruch zu nehmen. Das freut mich, denn da können wir morgen, da wir ganz gegen alles Erwarten allein sein werden, einen Pirschgang machen. Sie sind doch Jäger?“

„Ja — ich bin Jäger.“

Malten horchte auf. „Das klang merkwürdig unfroh,“ dachte er.

Er aber hatte nicht darauf geachtet, hatte sich zu dem Doktor gewendet und meinte: „Es wird bei Simonetta doch hoffentlich keine Krankheit ausbrechen? Sie macht mir Sorge. Gar nicht wie sonst ist sie — so einsilbig, so verstimmt. Und dazu dieses Kopfschmerz! Haben Sie das alles nicht schon unterwegs bemerkt?“

„Doch. Die Baronesse war schon während der Bahnfahrt nicht wie sonst,“ gab Malten zur Antwort. „Wo ist sie jetzt?“

„Sie muß eben unten am Ziel sein. Mich wundert's nur, daß sie rodeln mag. Aber gerade heute ist sie wie toll. Sie hofft ihren Kopfschmerz dabei loszuwerden. — Ah, da kommt sie ja eben mit dem Baron Sennfeld! Dort bei den Birken sind sie jetzt.“

Die drei Herren schauten den beiden entgegen. Es waren ein paar kräftige Gestalten. Sennfeld groß und ein wenig derb, sie schlank und geschmeidig und im Hofendrock der richtigen Rodlerin.

„Ich bitt' Sie, Doktor, fahren Sie vor ihr. Der Sennfeld ist ein Wagehals.“

„Weshalb wollen Sie nicht selbst mit Ihrer Braut fahren?“

„Ich habe heute keine Lust dazu.“

„Sie sehen auch nicht gut aus,“ sagte Malten, Ed prüfend betrachtend. „Mit Ihnen ist etwas los. Haben Sie vielleicht die Absicht, krank zu werden?“

„Die Absicht gewiß nicht,“ entgegnete Ed mit einem müden Lächeln. „Und überhaupt werde ich nicht krank werden, weil ich nicht will.“

Das müde Lächeln hatte einem Ausdruck von Trost Platz gemacht. Aber auch dieser verschwand rasch wieder, denn Simonetta war schon ganz nahe, und Ed ging ihr rasch entgegen.

„Du glühst ja förmlich,“ rief er besorgt, „und dein Mantel ist nicht geschlossen! Herz, sei doch nicht so unvorsichtig! — Sennfeld, Sie hätten ihr sagen müssen —“

„Was denn? Daß ich mich wie eine alte Frau einpacken soll?“ warf die Baronesse ärgerlich hin.

„Sie sind mehr ein eigenwilliges Kind,“ sagte Malten trocken. „Aber hoffentlich werden Sie trotzdem einsehen, daß Sie, erhitzt wie Sie jetzt sind, im Freien nicht stehen bleiben dürfen. Entweder treten Sie in die Hütte, die unser sorgsamer Wirt dort aufgestellt hat, oder —“

„Nun — oder?“ fragte Simonetta trotzig.

„Oder Sie fahren gehorsamer, Sie sind Sennfeld gegenüber gewiß widerspenstig gewesen —“

„Wenigstens außerordentlich ungnädig,“ warf der Baron ein.

„Nun, dann fahren Sie mit mir,“ bestimmte der Doktor.

„Ich gehe lieber in die Hütte,“ sagte Simonetta und wandte sich schon dem kleinen Holzbau zu. Aber schnell ihren Entschluß ändernd, meinte sie dann: „Also — fahren wir!“

„Nach mir!“

„O ich will nicht in dem Tempo fahren, das Sie mir aufzwingen werden.“

„Ich bitte Sie, mir zu folgen. Sie sind noch keine sichere Rodlerin.“

„Eine Stümperin bin ich — wie in allem!“

„Baronesse müssen wohl sehr arg Kopfwich haben!“

Sie antwortete nicht darauf, warf dem Diener ihren Mantel zu und setzte sich auf ihrem Davoser zurecht. Augenscheinlich hatte sie vor, ohne Begleitung zu fahren.

Malten aber war noch eiliger als sie. Schon schoß er an ihr vorbei. „So,“ rief er ihr über die Schulter zu, „jetzt ab!“

„Bei dem Wildstadel lassen Sie mich aber links vorüber!“ rief Simonetta.

„Fällt mir gar nicht ein!“ antwortete er. „Sie bleiben bis ans Ziel hinter mir.“

„Wir werden ja sehen!“

Sausend flogen die Schlitten durch den Wald hinab. Richtig wollte an einer Biegung Simonetta ihren Willen durchsetzen und an Malten vorbeifahren, geriet aber dabei auf eine Baumwurzel, kam aus der Richtung und war im nächsten Augenblick in einer tiefen Schneewehe verschwunden.

Die vorwichtige Fahrerin war in weitem Bogen fortgeschleudert worden, aber es gab kein Unglück, denn sie fiel in tiefen Schnee.

Der Doktor, der sofort gebremst hatte, half ihr wieder auf die Füße, führte sie in den Wildstadel und schob rasch Heu zu einem Sitz für sie zusammen.

Simonetta saß jedoch nur kurze Zeit, dann erhob sie sich und trat zu dem am Türpfosten lehrenden Doktor. „Ich bin eine Närrin,“ sagte sie errötend.

Er lachte herb auf. „Nein, aber eigensinnig sind Sie! — So — und jetzt fahren wir weiter. Doch da kommt Sennfeld. Also nach ihm.“

Er zog Simonetta eben noch rechtzeitig zurück. Da fauste Sennfeld auch schon an ihnen vorüber.

„Der spielt auch mit seinem Leben!“ murrte der Doktor.

„Es ist ja auch nicht so viel wert, daß man so ängstlich darauf achtzugeben brauchte.“

Malten schaute sie ernst an. „Was wissen Sie vom Leben! Sie kennen seinen Wert noch nicht. Sie kennen wohl überhaupt nur Launen.“ Er wendete sich von Simonetta ab, um ihren Schlitten zu holen. „So — jetzt können Sie vorausfahren,“ sagte er.

Die Baronesse nahm schweigend ihren Sitz ein. Trotz der sehr frischen Luft war ihr Gesicht ganz blaß.

Malten schloß die Lippen fest. „Nur jetzt keine Dummheit!“ dachte er. „Keine Dummheit und noch viel weniger eine Schlechtigkeit!“

Simonetta setzte ihren Schlitten in Bewegung.

„Ihre Schnur schleift nach!“ rief er und hielt den Schlitten an.

Sie nahm die Schnur, die er freigemacht und ihr gereicht hatte. Dabei sah er die zwei dicken Tränen, die ihr über die Wangen liefen.

Er biß die Zähne zusammen. Dann aber rief er: „Los!“ Es kam ganz heiser aus seiner Kehle. Auch in seine eigenen Augen stiegen die Tränen, und während er der Fahrenden nachschaute, wurden seine Züge weich. „Du liebes, wunderliebes Kind!“ murmelte er.

Er kam erst gute fünf Minuten nach Simonetta am Ziele an.

Sie war von ihren Freundinnen umringt, denen sie lebhaft von ihrem Sturz erzählte.

Man rodelte bis zum Eintritt der Dunkelheit. Doch fuhren Simonetta und der Doktor nicht mehr zusammen.

Auch später im Schloß in der Zeit bis zum Abend-

essen, die man mit Plaudern und Musizieren verbrachte, mieden sich die beiden, ohne daß dies jedoch irgend jemandem besonders auffiel.

Nur Schleinik bemerkte es, den Eck der Gesellschaft vorgestellt hatte, und welcher, trotzdem er sich zumeist der Gräfin Vivaldi widmete, noch viel Aufmerksamkeit für andere Anwesende hatte.

Bald nach dem festlich gestalteten Abendessen machte sich die Gesellschaft zum Aufbruche bereit, denn gegen zehn Uhr ging der letzte Zug ab, den man benützen mußte, wenn man heute noch nach Graz gelangen wollte.

Simonetta war den ganzen Abend über sehr lieb zu ihrem Verlobten gewesen, immer hatte sie sich mit ihm beschäftigt, trotzdem aber hatte er deutlich gefühlt, daß sie eigentlich nur körperlich bei ihm sei, daß vielleicht auch ihre Seele bei ihm sein wollte, aber zuweilen weit, weit fort war.

Er nickte nur trübe vor sich hin. Dann wurde er wieder heiterer und sorgte für die Fahrt zur Station.

Müller blieb, als Eck im vierspännigen Schlitten mit seiner Braut und deren Freunden abfuhr, in Pachern zurück. Er war aber jetzt lange in geschlossenen Räumen gewesen, seine Aufregung wuchs immer mehr, und er sehnte sich nach Bewegung und nach der frischen, herrlichen Gebirgsluft.

Er holte sich also Überrock und Hut und verließ das Schloß, ging bis zum Dorfe und kehrte erst dort wieder um.

Er seufzte bei diesem Umkehren. Ging er doch jetzt wieder dem Schloß zu, in dem sich heute noch so Fürchterliches abspielen würde!

Der alte Detektiv hatte nämlich vor, sofort nach dem Heimkommen Ecks mit diesem ganz offen zu reden,

und wenn er an das dachte, was fast mit Sicherheit darauf folgen würde, drehte sich ihm das Herz im Leibe um vor Kummer und Weh.

Er war also auf diesem Spaziergang sehr ernst und voll von Sorgen, die sich in dem großen Schweigen rings um ihn wie mit Bergeslast auf ihn wälzten.

Fernes Schlittengeklingel wurde hörbar. Deutlicher, immer deutlicher wurde es, und nun wurde auch schon Hufschlag und das Schnauben von Pferden vernehmbar.

Müller stellte sich hinter eine Scheune und ließ den großen vierspännigen Schlitten an sich vorüberfahren. Der Schlitten fuhr gar nicht schnell. Der Kutscher hatte wohl den Befehl erhalten, behaglich zu fahren. Vermutlich wollte auch Er noch die frische Luft genießen.

Müller schaute mit Spannung auf den jungen Gutsheeren, der ganz in sich zusammengesunken in dem Schlitten saß. Sein Kopf war tief auf die Brust geneigt, der Unglückliche starrte auf seine im Schoß gefalteten Hände.

„Hoffnungslose Verzweiflung!“ mußte Müller denken, und wieder pochte stürmisch das Herz in seiner Brust.

Eine Viertelstunde später trafen die beiden Herren in Ecks Arbeitszimmer zusammen. Es hätte ihnen niemand angesehen, daß ihre Seelen sich nicht im vollen Gleichgewicht befanden.

„Wir plaudern doch noch ein bißchen?“ sagte Eck und wies, liebenswürdig lächelnd, auf den einen der zwei gemütlichen Lehnstühle.

Sie standen so zueinander, daß ein Tischchen sich zwischen ihnen befand. Auf diesem Tischchen lagen Bücher, Zeitungen und verschiedenes Rauchzeug.

Eck ließ sich nieder und griff nach einer Zigarre.

„Sie rauchen nicht?“ fragte er verwundert, als Müller es ihm darin nicht gleichtat.

„Lieber nicht,“ meinte der eigentümlich zurückhaltend gewordene Gast.

„Sind Sie verstimmt?“ erkundigte sich Ed.

Müller schüttelte den Kopf. „Nicht eigentlich verstimmt,“ sagte er. „Ich muß nur immer an etwas denken, das kürzlich passiert ist.“

„Ihnen?“

„Nicht mir. Allein es ist jetzt so nahe an mich herangetreten, daß es nun auch mich angeht.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Ich möchte mit Ihnen davon reden.“

„Nun, wir wollten ja plaudern, da ist ein Thema so gut wie ein anderes.“

„Doch nicht immer,“ sagte Müller seltsam ernst.

Da beugte Alfons v. Ed sich vor. „Erzählen Sie!“ bat er lebhaft.

Dann war es wohl eine Minute lang so still in dem schönen großen Raum, daß man den Schrei eines draußen vorüberfliegenden Raben deutlich vernehmen konnte.

„Erzählen Sie also,“ sagte noch einmal der Schlossherr, einen tiefen Zug aus seiner Zigarre nehmend.

Neunzehntes Kapitel.

„In Wien, im fünften Bezirk, ist am 30. November dieses Jahres eine Frau getötet worden.“

Müller hielt schon wieder inne. Seine ernstesten und jetzt auch traurigen Augen hatten sich forschend auf Eds Gesicht gerichtet.

Das hatte soeben noch eine frische Färbung gehabt; jetzt war es totenblaß und trug den Ausdruck großen Erschreckens und grenzenloser Verwunderung.

Daran war für Müller nichts Seltsames. Ihn überraschte nur, daß sich die Hand dieses bleichen Mannes abermals erhob und daß Eds blutlose Lippen sich abermals auftaten, um wieder einen Zug aus der Zigarre zu tun.

Dieser ganz mechanische Vorgang kam Müller förmlich grausig vor.

„Haben Sie von dieser Bluttat nichts gelesen?“ fragte er.

Ed nickte nur. Es ging augenscheinlich Schreckliches in ihm vor. Sein Gesicht verzerrte sich bis zur Unkenntlichkeit, und er war offenbar im Begriff aufzuspringen.

Aber er tat es nicht. Blichschnell kam eine wunderbare Gelassenheit über ihn, huschte sogar ein Lächeln über sein blasses Gesicht. Er schaute seinem seltsamen Gast voll in die Augen.

„Getötet wurde die Schubert, sagte ich, getötet, nicht ermordet. Der die Tat vollführte, kam nicht zu der alten Frau in der Absicht, ihr das Leben oder sonst irgend etwas mit Gewalt zu nehmen, der kam zunächst als Bittender zu ihr. Aber er wurde schroff abgewiesen. Der Zorn und wohl auch die Furcht, durch die Schubert in etwas für ihn Bedeutungsvollem gehindert zu werden, haben dann zur Tat geführt.“

„Wer hat diesen Schluß gezogen?“

„Ich.“

„Sie heißen nicht Schleinig?“

„Nein.“

Die beiden Männer tauschten einen langen Blick. Ed rauchte weiter. Den ersten Schrecken hatte er schon überwunden.

„Sie sind Detektiv?“

„Ja.“

„Die Tat hat für einen Raubmord gelten sollen?“

„Ja.“

„Es wurde ja auch ge—tötet und geraubt.“

„Ja. Aber der Räuber suchte nur Briefe.“

„Wer kann das wissen?“

„Briefe, die jetzt vielleicht noch hier sind.“

„Ah!“

„Die Erfahrung wenigstens macht dies wahrscheinlich. Man bezahlt etwas nicht so teuer, um es dann wegzuworfen.“

„Mit einem Menschenleben bezahlt!“ flüsterte Eck vor sich hin, und sein bleiches Gesicht drückte Grauen aus. „Das war ein furchtbarer Preis! Mit einem Menschenleben bezahlt, dessen Vernichtung unser ganzes eigenes Leben vernichtet!“

„Selbst wenn es ihm Gefahr bringen könnte, wirft einer, der sich auf solche Weise etwas zu eigen gemacht hat, es nicht leicht weg,“ setzte Müller seinen Gedankengang fort. „Es ist wie ein böser Zauber, daß auf solche Weise Erworbenes gewöhnlich bei seinem neuen Eigentümer bleibt.“

„Ja — wie ein böser Zauber, wie ein Fluch.“

„Und falls ihm solcher Besitz gar Nutzen bringt oder ihn vor Schaden bewahrt —“

Eck fuhr auf. „Nutzen! — Man wird doch nicht meinen, daß die Wertpapiere —“

„Sie zu jener Tat verleitet haben?“ sagte der alte Detektiv schier freundlich. „Nein, Herr v. Eck, das glaubt niemand. Wer ein Vierblatt von der Art verlieren kann, wie eines an Ihrer Uhrkette hängt und ich eines hier in der Hand habe, der sucht nicht in den Schränken alter Frauen nach Wertpapieren. Diese kommen ihm nur zufällig in die Hand, weil sie bei anderen Papieren, sagen wir bei Briefen liegen, die

Hans v. Eck merkwürdigerweise Jahre hindurch an eine ehemalige Dienerin schickte, was darauf schließen läßt, daß irgend ein Geheimnis diesen Herrn und diese Dienerin viele Jahre miteinander verbunden hat.“

„Das alles weiß man schon?“

„Und hat auch richtige Schlüsse daraus gezogen.“

„Vollkommen richtige Schlüsse.“

„Es geschah also alles dieser Briefe wegen?“

„Nur dieser Briefe wegen.“

„Die bei den Wertpapieren lagen?“

„Ja. Ich nahm mir zuerst nicht die Zeit, sie abzusondern.“

„Das glaube ich.“

„Und mein zweiter Gedanke war, daß ich ja auch solche Dinge mitnehmen müsse, damit man nicht an mich denken könne.“

„Was sehr richtig erwogen war. Nur führten Sie den guten Gedanken nicht genügend durch.“

„Was meinen Sie?“

„Lesen Sie nicht, was die Zeitungen darüber bringen?“

„Doch.“

„Es stand darin zu lesen, daß der Nichte der Schubert sechstausend Kronen gesandt wurden.“

„Gewiß!“

„Von einem Ungenannten gesandt wurden.“

„Ich konnte ihr doch keinen Brief dazu schreiben!“

„Nein. Aber Sie durften die Sendung überhaupt nicht aufgeben.“

„Es zwang mich etwas dazu.“

„Das glaube ich Ihnen gern. Sie wollten gutmachen, was noch gutzumachen war.“

„Selbstverständlich!“

„Und haben uns damit eine Spur gegeben, die wir

allerdings eigentlich nicht mehr gebraucht haben. Auch die Bestecke hätten Sie mitnehmen müssen.“

„Ich wollte Ihnen soeben deren Versteck nennen.“

„Ist nicht mehr nötig. Die Bestecke habe ich längst gefunden.“

„Auch schon?“

„Wenn Sie sie nicht so übereilig versteckt, sondern sie mitgenommen hätten, so —“

„Sie haben mir in den Händen gebrannt.“

„Auch das glaube ich Ihnen. Dennoch hätten Sie sie mitnehmen müssen. Sie wären doch auch mit ihnen ganz unbehelligt von dem Kohlenplatz weggekommen!“

„Ich mußte diesen Weg nehmen, denn im Hausflur redeten ein paar Leute miteinander.“

„Ja. Sonst wären Sie natürlich dort hinausgegangen und hätten keine Kohlenflecke auf Ihren hellen Winterrock bekommen, die Sie sich vom Hotelportier wegputzen ließen. Sagen Sie mir übrigens, warum Sie sich im Hotel als ‚Wenzel Bogdan aus Prag‘ eingetragen haben? Der Name paßt doch gar nicht zu Ihnen!“

„Ich hatte beim Militär einen Burschen, der so hieß und ein Prager war. Meinen Namen wollte ich doch nicht hinschreiben!“

„Nun, ein anderer wäre besser gewesen. — Auch in Triest war ich,“ fuhr Müller nach einer kleinen Pause fort.

„Sie kommen also nicht von Laibach?“

„Nein. Die Geschäftskarte, derentwegen Lisi von Ihnen ausgezankt wurde, ließ mich diese Reise tun.“

„Ah — ich verstehe.“

„Ihr neues Vierblatt hatte ich beim ersten Blick schon bemerkt. Durch Lisi wußte ich, daß Sie angeblich wegen Holzverkaufes in Triest gewesen waren, und

daß der Goldschmied, bei dem Sie waren, Umberto als Vornamen führt. Es gibt derzeit in Triest nur zwei Goldschmiede, deren Rufname Umberto ist. Umberto Seraja gab mir die Auskünfte, die ich eigentlich nicht mehr brauchte und die ich nur der Vollständigkeit wegen noch einholte.“

„Womit sämtliche Beweise meiner Schuld erbracht sind,“ sagte Ed merkwürdig ruhig.

Müller war voll Staunen. So gelassen war noch keiner gewesen von all denen, deren Verbrechen er aufgedeckt hatte. Frecher Kälte, zynischem Gleichmut war er schon oft begegnet. Noch niemals aber hatte er einen solch schrecklicher Tat Überführten in so edler Ruhe gesehen.

Und noch niemals hatte er erlebt, was er jetzt erlebte.

Ed hatte die nun doch erkaltete Zigarre weggelegt — stand auf und ging ein paarmal mit auf den Rücken gelegten Händen langsam durch das Zimmer.

Bei einem der Fenster blieb er stehen und schaute lange hinaus.

Dann kam er wieder auf Müller zu und ließ sich nieder. Seine schönen, klaren Augen standen voll Tränen. Er streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Ich danke Ihnen. Sie haben mir eine kaum mehr erträgliche Last von der Seele genommen!“

Seine Hand war eiskalt, aber ganz ruhig lag sie in den beiden, sie umspannenden Händen Müllers.

Und wieder ruhten der beiden Männer Blicke lange ineinander. Dann sagte Ed: „Ich bewundere Ihren Scharfsinn.“

Müller lächelte wehmütig und gab Eds Hand frei.

„Da ist nicht viel zu bewundern,“ sagte er. „Das gehört zu meinem Beruf. Es hat weit mehr Sinn, wenn ich Ihre Ruhe bewundere.“

„Sie müssen deren Ursache doch schon erraten haben.“
Müller nickte. „Sie denken an ein freiwilliges Sterben?“

Ed hatte sich erhoben. Er trat dicht vor Müller hin und sagte hastig: „In meiner Lage kann man doch nur an so etwas denken, und Sie — Sie werden mich nicht daran hindern! Nicht wahr — es ist Sympathie, eine echte Sympathie zwischen uns. Sie fühlen, daß ich kein Schurke bin, und daß ich den Namen, den ich trage, nicht in einen Kerker schleppen darf.“

„Sie nehmen auf Ihre Ahnen Rücksicht?“

„Meine Ahnen — ach, wenn ich wüßte, wer meine Ahnen sind!“

„So sind Sie kein Ed?“ rief Müller überrascht aus.

„Nein. Hans v. Ed war nur mein Ziehvater. Hören Sie die Geschichte meiner Kindheit.“

In kurzen Worten schilderte Alfons die Ereignisse, die sich an seine Geburt knüpften.

„Also so ist die Sache!“ meinte Müller nachdenklich.

„Weiß Ihre Braut das alles?“

Eds Gesicht rötete sich. „Nein,“ sprach er rauh. „Simonetta weiß es ebensowenig wie irgend ein anderer. Ich hätte es ihr, der Adelsstolzen, wohl auch für immer verbergen können, daß ich kein Ed, sondern der Sohn einer Magd bin.“

„Ihre Mutter lebt nicht mehr?“

„Sie starb, als ich noch in der Wiege lag.“

„Und Ihr Vater?“

„Der muß schon vor meiner Geburt gestorben oder ausgewandert sein. Kein Lebender konnte mir mehr schaden als nur die Schubert.“

„Die war doch eine gemüthliche Frau. Und sie muß Sie doch liebgehabt haben?“

„Meinen Sie? Ich weiß das besser. Sie hat mich

gehaßt, und sie hat auch Ursache dazu gehabt, denn schon als Kind hatte ich eine starke Abneigung gegen sie. Erst viel zu spät für uns beide erfuhr ich, warum sie mich, wenn wir allein waren, so von oben herab behandelte. Ich war schon siebenzehn Jahre alt, als ich durch sie erfuhr, daß ich in Wahrheit auch nicht mehr sei als sie selbst. In die Kadettenschule schrieb sie es mir. Ich war damals furchtbar bestürzt, schrieb sofort an Papa, dessen Antwort mir die Richtigkeit ihrer Enthüllung bestätigte, der mir aber in seiner Güte riet, es nicht offenbar werden zu lassen, wie eigentlich mein Verhältnis zu ihm sei, denn was so lange dem Wissen Fremder vorenthalten gewesen sei, das sollte auch fernerhin nur zwischen uns bleiben. Der Schubert hat er damals einen scharfen Brief geschrieben. Sie nannten die Frau vorhin gemüthlich. Sie war es durchaus nicht. Dienstboten, die einer Familie gar zu nahe getreten sind, überheben sich fast immer. Therese fand immer Mittel und Wege, sich über mein Tun und mein Leben Kenntniss zu verschaffen. Wo immer ich war, nie verlor sie mich aus den Augen. Das Romantische in meinem Lebensbeginn beschäftigte ihre Phantasie, und ihre Abneigung gegen mich blieb immer gleich groß. Sie war es, die meinem gütigen Adoptivvater die Nachrichten, die sie über mich sammelte, zuführte. Es begleitet uns manchmal ein Haß oder eine Liebe, davon niemand aus unserer Umgebung eine Ahnung hat. Mich hat der Haß dieser Frau begleitet, seit ich Alfons v. Eck heiße.“

Er hielt inne. Atem und Stimme hatten ihm versagt.

„War die Schubert etwa auch eine Erpresserin?“ fragte Müller, der tief nachdenklich der Rede des jungen Mannes gelauscht hatte.

Dieser schüttelte den Kopf. „Nein,“ antwortete er nachdrücklich, „habfüchtig war sie nicht. Ihre großen Fehler lagen auf einem anderen Gebiete. Vor allem fehlte es ihr an dem Wohlwollen, das bei einem guten Menschen immer zu bemerken ist. Auch hat sie sich wohl immer selbst überschätzt und wollte immer eine Rolle spielen und womöglich Leiterin meines Geschickes sein. Als ihr Mann starb und sie wieder einen Posten suchte, stand es bei ihr fest, daß sie wieder hier in Paderborn leben müsse. Das habe ich vereitelt, und das wußte sie, hat es mir nie verziehen, auch nie verziehen, daß ich auf den Vater Einfluß hatte, bis er starb.“

„Da wurde sie aber doch hierher berufen.“

„Gewiß. Als Papa erkrankte, war ich zufällig gerade hier. Es fehlte uns eine Wärterin, und der Kranke verlangte nach Therese. Da berief ich sie telegraphisch. Es war nämlich auch mir ganz recht, daß sie sofort kam. Am Bette eines Kranken schweigt der Haß. Therese und ich verkehrten in jenen Tagen recht friedlich miteinander, und sie pflegte den Vater mit großer Aufopferung, vielleicht freilich auch nicht ohne Hintergedanken. Sie hat wohl gemeint, daß er wieder gesund werden und sie zur Pflege seines Alters hier behalten würde. Als der Vater gestorben und begraben war, zeigte ich es ihr unverhohlen, daß ich auf ihre Abreise warte. Da kam es zu einem Austritt. Sie erklärte mir, daß sie mir stets feindlich gesinnt gewesen sei und daß sie nicht anstehen würde, mir, falls sich ihr Gelegenheit dazu böte, unangenehm zu werden. In dieser Stimmung schieden wir, und danach habe ich sie nur noch zweimal gesehen, in diesem Frühjahr, bald nachdem meine Verlobung bekannt gemacht wurde, und — und am letzten November.“

„Haben Sie sie im Frühjahr besucht?“

„Ja. Damals waren Simonetta und ihre Tante in Wien und besuchten, wie immer bei solchen Gelegenheiten, auch Therese. Diese hat stets eine leidenschaftliche Zuneigung zu Simonetta gezeigt, und auch meine Braut war der einstigen Dienerin zugetan. Darum dieser Besuch. Natürlich kam auch unsere Verlobung zur Sprache, und Therese, die im Hause Labriola trotz aller klugen Zurückhaltung auch schon Ungünstiges über mich hatte verlauten lassen, sprach damals ziemlich offen ihr Bedauern über diese Verlobung aus, so daß Simonetta und auch die Gräfin recht verstimmt nach Graz kamen. Da reiste ich nach Wien und stellte der alten Frau vor, daß sie mir unrecht tue, daß ich nicht mehr der Wildling sei, der ich einmal gewesen, und der — Sie werden es bald aus den Briefen meines Vaters erfahren — es nicht einmal immer mit der Ehre ganz ernst genommen hatte.“

„Was können Sie getan haben, das gegen die Ehre verstößt?“

Ed lächelte trübe. „Es ist schon so, wie ich sagte,“ erwiderte er. „Albernes Großtum, Spiel und Wetten haben auch in meinem Leben ihre Rolle gespielt. Ich tat, was freilich auch schon mancher echte ‚Edelmann‘ getan hat — ich machte Schulden und habe, als einmal der Verfall meines Ehrenscheins drohte, den Namen Hans v. Ed auf zwei Wechsel gesetzt. Die Schubert, die immer hinter mir her war, erfuhr das und hatte mich nun in ihrer Hand. General Labriola, den sie während der langen Zeit, in der sie in seinem Hause diente, genau kennen gelernt hatte, würde mir diese — sagen wir „jugendliche Verirrung“ niemals vergeben haben. Das wußte sie, und das wußte ich auch. Sie hätte es mir aber bei unserem letzten Zusammensein nicht so voller Hohn zu sagen gebraucht, daß Simonetta ge-

waltig abgefühlt werden würde, wenn man ihr sagte, daß ich außerdem der Sohn einer Dienstmagd sei. Sehen Sie, mit dieser Drohung brachte sie mich um den Rest von Ruhe, den ich noch besaß, nachdem sie mir die Bitte, sie möchte die Briefe meines Vaters, aus denen das hervorging, vor meinen Augen verbrennen, höhnisch abgeschlagen hatte. Ich bot ihr für jeden Brief hundert Kronen. Sie lachte nur. Ihres Hasses Befriedigung war ihr lieber als Geld. Ich verlor alle Besinnung und weiß heute noch nicht, wie das Messer mir in die Hand kam. Sie wollte es mir entreißen und schlug mich dabei ins Gesicht. Da stieß ich zu, und — ich muß es bekennen in dieser Beichte, die mich vielleicht vor dem Wahnsinn rettet — ich fühlte keine Gewissensbisse, als die alte Frau zusammensank. Ich blieb ganz ruhig. Ich zog die Fensterläden zu und sah mich dann im Zimmer um. An einem hohen Schrank steckte ein Schlüssel, an dem ein Ring mit noch weiteren Schlüsseln sich befand. Ich öffnete den Schrank und suchte darin nach den Briefen. Ich fand sie erst in einer Kommode. Sie liegen noch alle beisammen. Ich werde sie Ihnen dann übergeben. Auch die Wertpapiere liegen dabei. Als ich dann auf die Straße kam, ging ich ruhig, wie irgend ein anderer, meinen Weg. Erst während der Heimreise regte sich mein Gewissen, sagte ich mir, daß solche Art von Nothwehr doch nichts anderes als ein Verbrechen sei. Unter Qualen verbrachte ich den nächsten Tag. Daheim hielt ich es nicht aus. Ich mußte in den Wald hinaus. Abends fuhr ich nach Graz. Ehe ich zu meiner Braut ging, kaufte ich eine Zeitung. Darin stand schon vom Mord. Auch das Vierblatt war erwähnt. Ich hatte dessen Fehlen zwar schon bemerkt, hatte aber gehofft, daß ich das Anhängsel beim Überklettern der Planke verloren habe,

daß es zwischen die Kohlen gefallen sei und noch lange nicht gefunden werden würde. Merkwürdig aber war, daß ich jetzt plötzlich eine immer heftiger werdende Abneigung gegen die empfand, um derentwillen ich getötet hatte. Simonetta war mir jetzt sicher, aber ich fühlte nichts mehr von Glück bei dieser Vorstellung. Es war mir eine Erleichterung, daß ich meine Braut einige Tage nicht zu sehen brauchte. Als wir dann wieder zusammenkamen, blieb ich innerlich ganz fern von ihr. Ein wenig äußerliche Zärtlichkeit brachte ich noch auf — das war aber auch alles.“

„Das wird vorübergehen.“

Da schüttelte der junge Mann energisch den Kopf und erwiderte fest: „Nein, das wird nicht vorübergehen. Und das ist gut so. Heute abend auf dem Bahnhof habe ich mich davon überzeugt.“

„Wieso?“

„Ein Blick Simonettas hat es mir gesagt, daß nicht ich der bin, den sie liebt. Und — es hat mir nicht einmal weh getan.“

„Doktor Malten —“

„Warum nennen Sie diesen Namen?“ fragte Ed betroffen.

„Weil die Baronesse diesen Mann liebt.“

„Ja — das habe ich heute abend entdeckt.“

„Ich habe es schon heute nachmittag gewußt.“

Ed stand auf. Wieder ging er ein paarmal langsam durch das Zimmer, dann blieb er vor Müller stehen und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir zugehört haben. Es ist mir ganz leicht geworden, Ihnen dieses alles zu sagen, denn ich habe Sie in den wenigen Stunden unseres Zusammenseins liebgewonnen. — Gebeichtet habe ich also,“ fuhr er trüb lächelnd fort. „In jenem Fach finden Sie alles, was zu diesem Fall

gehört. Und nun leben Sie wohl und nehmen Sie meinen Dank dafür, daß Sie —“

„Wofür wollen Sie mir danken?“ fragte Müller, sich ebenfalls erhebend.

„Dafür, daß Sie es auch selbstverständlich finden —“

„Daß Sie sich erschießen?“

„Ja.“

„Das finde ich durchaus nicht selbstverständlich.“

„Wollen Sie mich daran hindern?“

Müller schaute ihm fest in die Augen und sagte sanft: „Ich kann und will Sie nicht daran hindern, ich kann Ihnen nur zu bedenken geben, daß mit einer Kugel Ihre Tat nicht gesühnt ist, daß dieser Selbstmord nur eine Flucht vor der gerechten Strafe ist. Aus Furcht vor Strafe sich töten, das ist wenig — in Demut eine verdiente Strafe entgegennehmen, das finde ich würdiger.“

Ed starrte ihn an. Er war wieder sehr bleich geworden, mußte sich auf die Lehne des Sessels stützen, mußte die Hände darum schließen, um nicht zu fallen. „Daran habe ich noch nicht gedacht,“ murmelte er.

Dann ließ er es willenslos geschehen, daß Müller ihn in den Sessel drückte.

Der alte Detektiv legte ihm die Hand auf die Schulter. „Wollen Sie also auf die einzig richtige Art Ihre Tat büßen?“

„Auf die einzig richtige Art!“ antwortete Ed gefaßt.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Winter war vorüber. Der Tag, an welchem Fritz Stegmann seine Strafe abgebüßt hatte, war gekommen. Er hatte die traurige Zeit meist im Gefängnis-pital zugebracht und war noch immer ein

franker Mann. Otto, der ihn, so oft dies gestattet war, besucht hatte, war gekommen, um ihn abzuholen.

Aber noch einer außer ihm war da — Herr Thomas Leibner, Stegmanns früherer Chef. Die beiden Herren trafen einander auf dem Korridor des Gerichtsgebäudes.

Falk wollte nur stumm grüßen. Da fiel ihm ein, daß des alten Herrn Hiersein ja nur Wohlwollen für Friß bedeuten konnte; daher trat er auf den Bankier zu und fragte: „Was hat Sie bewogen, jetzt hier zu sein?“

Leibner seufzte. „Halten Sie mich denn für herzlos? Ich möchte Ihrem Stiefbruder sagen, daß mir mein Handeln leid tut. Ich habe nämlich erfahren, daß der Schrecken, an dem ja eigentlich ich schuld war, seinen Zustand so gefährlich gemacht hat.“

„Friß war in der Tat dem Tod sehr nahe.“

„Ich möchte mein Verschulden wieder gutmachen.“

„Herr Leibner!“

„Er könnte wieder bei mir eintreten, wenn er Lust hat.“

„Wirklich?“

„Machen Sie kein Aufhebens davon. Ich hätte keine Ruhe mehr gehabt, wenn Stegmann gestorben wäre. Ich bin ja kein schlechter Mensch, ich war nur damals sehr erbittert gegen ihn, habe ihm halt alles zugetraut.“

„Und mir auch!“ warf Otto herb ein.

Da hielt Leibner ihm die Hand hin und bat: „Verzeihen Sie mir!“

Otto war schon veröhnt. Er drückte die Hand des alten Herrn.

„Friß Stegmann soll sogar wieder seine Kasse haben,“ sagte Leibner. „Ich denke, er wird jetzt für sein Lebenlang gut tun.“

„Das denke ich auch,“ erwiderte Otto und zeigte auf jemand, der langsam durch den langen Gang daherkam.

Leibner wich zurück und murmelte: „Ach, du lieber Gott!“

Otto ging dem Herankommenden entgegen. Es war ja Friß. Aber es war nur noch ein Schatten jenes flotten Friß Stegmann, der er noch am 30. November des vergangenen Jahres gewesen war.

Als er Leibner erblickte, färbte sich sein bleiches Gesicht mit dunklem Rot, und sein Fuß stockte.

Da ging Leibner schnell auf ihn zu und sagte bewegt: „Stegmann, kommen Sie wieder zu mir. Ich nehme Sie gern wieder — Sie können es mir glauben. Natürlich müssen Sie sich vorher erst erholen.“

Stegmann starrte den alten Herrn eine Weile an, dann schluchzte er plötzlich laut auf und wäre in seiner Schwäche hingestürzt, hätten die beiden ihn nicht gehalten.

Sie führten ihn zu dem Wagen hinunter, in welchem Otto hergekommen war. Es war nur ein Einspanner. Nur die Brüder hatten darin Platz. Leibner nahm also Abschied von ihnen.

Sein letztes Wort war: „Also, Stegmann, erholen Sie sich, und dann — dann sind wir wieder die alten!“

Ein glückliches Lächeln des blassen Menschen war ihm eine sein Herz erleichternde Antwort. Herr Thomas Leibner hatte sich schon lange nicht mehr so wohl gefühlt als an diesem Tage.

Die Brüder fuhren zum Nordwestbahnhof. Dort nahmen sie Abschied voneinander.

In der kleinen Station im Süden des Jfergebirges hielt am späten Abend dieses Tages ein leichter Korb-

wagen. Sein Lenker war Silgner. Er brachte seinen Schwager nach dem Schulhause.

Es war Mitternacht nicht mehr fern, als sie dort anlangten. Hanna empfing den Heimkehrenden voll ernster Herzlichkeit, seine Mutter schloß ihn laut weinend in die Arme. Die vier Monate, welche zwischen seinem letzten Gehen und dieser Heimkehr lagen, hatten die alte Frau gewaltig verändert. Sie war still, sehr still und bescheiden geworden und suchte nun wirklichen, herzlichen Anschluß an ihre Tochter und deren Mann.

Sie fand ihn auch, und damit war der Friede in das kleine Schulhaus gekommen, der Friede, der auch Friß nun zugute kommen sollte.

In der Woche vor Ostern wurde gegen Alfons v. Ed verhandelt.

Den Rest jener Nacht, in welcher er Müller gegenüber sein Innerstes dargelegt, hatte er dazu verwendet, sein Hauswesen zu bestellen und zwei Briefe zu schreiben.

Der eine war an Simonetta gerichtet. Er gab sie darin frei, schrieb ihr, daß und warum er der Schubert Mörder geworden sei, und bat sie, die nächste Zeit auf Reisen zuzubringen. Der andere Brief war an Malten adressiert.

Am nächsten Morgen fuhr Ed mit Müller nach Wien. Unterwegs erfuhr er, daß nur durch den roten Merkur, dessen Anna Lindner erwähnt hatte, Müller auf die richtige Spur gebracht worden war.

„Merkwürdig!“ sagte Ed gedankenvoll. „Ich wähnte mich so sicher, und da hat mich nun ein Nichts verraten, das mit meiner Tat nicht einmal in Verbindung steht, ein Nichts — eine alte Zeitungsmarke.“

„Nennen Sie mir den roten Merkur nicht ein Nichts!“ protestierte Müller lebhaft. „Für uns Phila-

telisten ist er etwas sehr Bedeutendes, einfach der Stolz einer Sammlung, so ein zweifellos echter, noch auf seiner Zeitungssehleife sitzender roter Merkur!“

„Ist das eine schöne Marke? Haben Sie eine solche?“

„Der rote Merkur stammt aus den fünfziger Jahren. Natürlich habe ich keinen. So viel Geld lege ich für eine Liebhaberei nicht aus. — Aber sehen Sie — dort das Automobil hätte fast das Bauernfuhrwerk erwischt! Ich hasse diese brutalen Rasten.“

Man sprach nun von Automobilen, denn Müller wollte seinen Reisegefährten absichtlich vom Nachdenken ablenken. Er wurde denn auch bald so ruhig, so gefaßt, daß seine Ruhe schon fast an Frohsinn grenzte.

In Wien angekommen, schieden die Herren schon auf dem Bahnhof voneinander.

„Also irgend einmal im Leben auf Wiedersehen, Herr Müller!“ sagte Er bewegt, als er des alten Detektivs Hand drückte. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir zu dem einzig Richtigen rieten. Das Grauen, das ich vor mir selber empfand, ist von mir abgefallen. Dank also — innigen Dank!“

Über Alfons v. Er war wegen Totschlages das Urteil gesprochen worden. Es war ein sehr mildes. Daß Er sich selbst gestellt, daß er seine Tat reuig und ohne jeden Beschönigungsversuch eingestand, hatte ihm die Sympathie des Gerichtshofes von vornherein gesichert und auch einen günstigen Einfluß auf das Ausmaß der Strafe genommen. Er wurde zu zwei Jahren Kerker verurteilt.

Ruhig hatte Er das Urteil angehört, hatte sich vor seinen Richtern verneigt und war dann abgeführt worden.

Man brachte ihn in ein Zimmer, in dem ihn mehrere

Personen erwarteten. Sein Verteidiger war da, General Labriola, Doktor Malten, Müller, Ecks alter Förster und die Wirtschafterin von Pashern.

Der letzte, der von dem Verurteilten Abschied nahm, war Müller.

Wieder dankte ihm Eck, und dann reichte er dem Detektiv ein Briefchen, das Malten ihm kurz zuvor eingehändigt hatte. „Ein paar Worte, die ich nicht vor anderen Leuten reden will, habe ich Ihnen aufgeschrieben,“ sagte er, dann winkte er allen noch einmal mit der Hand zu und ließ sich wegführen.

Der General, Doktor Malten und Müller verließen miteinander das Gerichtsgebäude.

„Er ist trotz seiner wilden Jugend und trotz dieser Tat ein braver, tüchtiger Mensch,“ sagte bewegt der alte Offizier. „Wie gut stand es ihm, daß er nichts — gar nichts beschönigte!“

„Dafür haben aber auch die beiden Herren,“ wandte Müller sich zum General und dem Doktor, „glänzend für ihn ausgefagt.“

„Sie etwa nicht? Und alle anderen nicht?“ fragte Malten, Müllers Hand kräftig drückend.

„Wir haben eben alle der Wahrheit die Ehre gegeben,“ sagte Labriola.

„Wo befinden sich jetzt Ihre Damen?“ erkundigte sich Müller.

„In Riva,“ antwortete der General. Dann wendete er sich an Malten. „Na, Doktor, Sie wissen Simonetta zu behandeln. Die braucht auch eine so feste Hand, wie die Ihrige eine ist.“

„Und eine Liebe von der Art der meinigen,“ sagte Malten ernst.

„Was hat er mir nur vor den anderen Leuten nicht

sagen können?“ dachte Müller, als er in den nächsten Straßenbahnwagen stieg.

Er öffnete den Umschlag des Briefchens, das Eck ihm gegeben hatte.

Es enthielt eine Visitenkarte Ecks, auf welcher stand: „Mein Ostergeschenk! Malten hat es mir besorgt. Sie haben mir ja unendlich mehr geschenkt — den Frieden mit mir selbst.“

Darunter war leicht eine Marke angeklebt.

Es war ein „roter Merkur“.

* * *

Drei Jahre waren vergangen. Es blühten schon die Kirschen, da ging ein schlanker, hochgewachsener Mann mit dem Stationschef auf dem Bahnsteig der Station Bruck auf und ab.

Als der Wiener Schnellzug signalisiert wurde, sagte der Beamte: „Also diesmal kommen Sie nicht ins Kasino?“

„Mein Besuch muß mich entschuldigen. Ich habe Müller seit einem halben Jahre nicht gesehen und —“

„Und da er beinahe Ihr Freund ist, Herr v. Eck, wollen Sie —“

„Er ist wirklich mein Freund.“

„Da müssen wir freilich zurückstehen.“

„Oder auch zu mir nach Puchern kommen.“

„Sie vergessen, daß Damenabend ist.“

„Richtig, das vergaß ich. Da nehme ich also meine Einladung zurück.“

„Sie wollen also durchaus nicht geheiratet werden?“

„Durchaus nicht.“

Die Herren lachten.

„Sie öffnen die Pforten Ihres Schlosses also nach wie vor nur Männern?“

„Und Kindern,“ ergänzte Eck weich. „Aber da ist er ja schon!“ rief er dann lebhaft und winkte mit dem Hut dem einfahrenden Zuge zu und dem grauköpfigen Herrn, der seine Reiseumücke ebenfalls lebhaft schwenkte.

Wenige Minuten später fuhren Eck und Müller im offenen Wagen Pächern zu. Sie hatten über sehr vieles zu reden. Sie hatten einander seit Ecks Freiwerden erst einmal in Wien gesehen. Nun aber wollte Müller einige Zeit auf Pächern zubringen.

Und darauf freuten sich die beiden gleichermaßen.

Rasch rollte der Wagen die Landstraße hinab, und bald darauf gingen sie mit dem Empfinden inniger Freude durch den alten Bau.

Auch in die Kapelle traten sie wieder ein, und wieder lagen auf dem Sarkophag der letzten Herrin von Pächern einige Rosen.

„Sehen Sie,“ sagte Eck zu seinem Gast, „der tiefen Liebe, welche die, die hier ruht, ihrem Gatten eingeflüßt hat, verdanke ich es, daß ich ein Leben höherer Ordnung führen kann. Hätte Hans v. Eck sein Weib nicht so über alles Maß hinaus geliebt, so zöge ich vielleicht heute als Bettler oder als Strolch umher.“

Von der Kapelle führte Eck seinen lieben Gast in sein Arbeitszimmer.

Sie setzten sich an denselben Tisch wie damals bei ihrer verhängnisvollen Unterredung. Heute aber redeten sie Freundlicheres, redeten sie von ihren gemeinsamen Bekannten.

„Das Ehepaar Falk ist also glücklich?“ fragte Eck.

„Glücklich durch sich selber, denn beide sind gute, tüchtige Menschen. Aber die beiden Leutchen leben mit ihren zwei Kindern, die sie schon haben, auch sorgenlos, und das danken sie Ihnen, der Sie Anna so reich bedacht haben.“

Ed zuckte die Schultern. „Ich bitte Sie, lieber Freund, was soll ich denn sonst mit meinem Geld anfangen!“

„Und daß auf einem gewissen Grabe so oft frische Blumen liegen, das rührt Anna tief,“ fuhr Müller fort und setzte dann rasch hinzu: „Auch die in Salzburg sind glücklich. Aber das wissen Sie wohl schon durch Malten selbst. Der Doktor steht ja mit Ihnen in ständigem Briefwechsel.“

„Gewiß,“ bestätigte Ed lebhaft. „Auch Simonetta schreibt mir. Sie hat sich an Maltens Seite sehr vorteilhaft entwickelt. Es scheint, daß sie jetzt keine Launen mehr hat, daß sie eine recht gute Frau und Mutter ist. Eine wirklich gute Mutter.“

Der alte Detektiv betrachtete seinen Wirt aufmerksam. Dann faßte er seine Hand und schaute ihm fest in die Augen. „Und Sie?“ fragte er. „Wie sieht es in Ihnen aus?“

Eds Blick hielt dem seinen stand. „Ich habe gebüßt nach außen und nach innen. Ein gut Teil meiner Seele ist leer gewesen — trostlos leer. Ich habe sie jetzt mit Liebe ausgefüllt, mit Liebe zu allen, die der werktätigen Liebe bedürftig. Müller, mein alter Freund, Sie brauchen keine Sorge um mich zu haben.“

E n d e.

